Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Stine
Autor: Wyler, Marcus
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575836

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sie beide. Dann begann er ihr zu erzählen, wie er sie den ganzen Abend beobachtet habe und wie er nicht anders gekonnt, als sie kurzerhand anzusprechen. Senta hörte ihm zu, ohne seine Worte, die voll verhüllter Schmeicheleien waren, mit Entrüstung zurückzuweisen, wie es sich wohl eigentlich gehört hätte. Der zitternde Klang von Zärtlichkeit in seiner Stimme tat ihr wohl. Es war solange her, daß ihr jemand ein liebevolles Wort gesagt.

In — wie ihr schien — recht kurzer Zeit erreichten sie ihre Wohnung an der Potsdamerstraße. Sie nahm ihren Hausschlüssel hervor, den er ihr mit ruhiger Selbstverständlichkeit aus der Hand nahm, um ihr das Haustor aufzuschließen.

Einen Augenblick zögerte sie, ehe sie ihm die Hand reichte; dann aber gab sie sie ihm doch, mit freimütig-herzlichem „Leben Sie wohl!"

„Darf ich sagen: Auf Wiedersehen?" fragte er mit fast gepreßter Stimme.

„Das ist wohl unmöglich," erwiderte sie, in den schroff abweisenden Ton zurückfallend. Darauf verneigte er sich nur und ging.

Als sie in ihrem Zimmer war, tat es ihr leid, ihn so kurz abgewiesen zu haben. Ihre Wohnung erschien ihr leerer, einsamer als je, und ein wehes, nie gekanntes Gefühl drückte ihr das Herz zusammen. Lange, lange konnte sie nicht einschlafen.

II.

In den nächsten Tagen dachte sie noch oft an den jungen Mann und wunderte sich selbst darüber, daß er nach so kurzem Zusammensein ihre Gedanken so nachhaltig beschäftigte. Es war doch eigentlich gar nichts Besonderes an ihm gewesen!

Nach und nach vergaß sie ihn, und ihr Leben glitt weiter in ruhiger Eintönigkeit.

Erst einen Monat später traf sie zufällig auf dem Jour einer Bekannten wieder mit Hans Albrecht zusammen.

Sie erkannte ihn nicht gleich, als er ihr vorgestellt wurde; dann aber war es ihr eine angenehme Ueberraschung. Da er jedoch mit keiner Miene verriet, daß er sich jener ersten Begegnung erinnere, ließ auch sie es bei der kühlhöflichen Begrüßung bewenden.

Innerlich verspottete sie sich, des Aergers wegen, den es ihr verursachte, daß er sie nicht wiederzuerkennen schien.

„Wir Frauen haben ein besseres Gedächtnis," sagte sie sich.

Aber sie tat ihm Unrecht. Als er sie allein in ein kleines Bibliothekzimmer treten sah, das durch eine stets geöffnete Schiebewand vom Salon getrennt war und das für sie in diesem Hause den größten Anziehungspunkt bildete, folgte er ihr.

„Gnädige Frau," sagte er gedämpften Tones, „gestatten Sie mir die Frage, ob ich den Vorzug genieße, von Ihnen wiedererkannt worden zu sein!"

Sie wandte sich um und erwiderte ruhig:

„Natürlich hab' ich Sie erkannt."

Ein Leuchten der Freude ließ seine Augen noch strahlender erscheinen, als sie ohnedies waren.

„Das freut mich... Ich war dessen nicht sicher und wollte deshalb keine Erkennungsszene aufführen... Ich wußte auch nicht, ob es Ihnen angenehm wäre."

Sie zuckte die Schultern und sagte etwas hochmütig:

„Gott, das hat ja auch gar keine Wichtigkeit!"

Das Leuchten in seinen Augen erlosch, und sie wurden mit einem Mal ganz dunkel.

„Für Sie allerdings nicht..."

„Und für Sie auch nicht," erwiderte sie fast unmutig; „aber, daß wir uns schon kennen, ist ja ganz nett... Also plaudern wir!"

Es lag nichts Kokettes, nichts Gewolltes in ihrem Wesen. Er betrachtete sie forschend mit dem sondierenden Blick des Weltmannes, der durch die Maske gesellschaftlichen Schliffs oder erkünstelter Originalität hindurch das Echte finden möchte. Aber es gab hier keine Maske zu durchschauen. Dies Gesicht, das ihn schon damals an dem Vortragsabend so gefesselt, war echt. Der Ausdruck wechselte darauf rapid; die Stirn, nur an beiden Seiten von kleinen Löckchen umspielt, war rein und frei, die Augen tief, glanzvoll, von innen durchleuchtet.

(Fortsetzung folgt).

Stine

Nachdruck verboten.

„Liebschaft is nich viel; Liebschaft is eigentlich gar nichts; aber wenn's hier sitzt (und sie wies aufs Herz), dann wird es was..." «Stine».

Philosophie ist ein Name, der zwei ganz verschiedene Dinge bezeichnet. Einerseits — und das ist mehr die deutsche Seite — ist Philosophie die Benennung für eine Kombination von Worten, womit man die „Welt" oder das „Leben" zu erklären glaubt. Es kommt dann in der Regel so, daß man einem beliebigen Wort, etwa „Ich" oder „Gott", „Subjekt" oder „Objekt", „Substanz" oder „Wille" einen Sinn unterschiebt, den die andern Deutschen damit nicht zu verbinden pflegen. Mittelst etwelcher Suggestion, zuweilen schon dadurch, daß man recht unklar und unverständlich schreibt, bringt man dann einige Hundert andere Menschen dazu, in diesem Wort einen neuen Begriff zu sehen. Dann ist ein „selbständiges System" fertig.

Der andere Begriff der Philosophie, der besonders von den Franzosen mit diesem Namen verbunden wird, ist eigentlich nichts anderes als die schöne Kunst, zu „leben und leben zu lassen", resolut zu wollen und zu handeln, nach bester Ueberzeugung, und von den andern nicht mehr zu verlangen, als man ihrem Vermögen nach von ihnen verlangen kann. Dieser Begriff von Philosophie ist auch der von Theodor Fontane, und er strömt aus allen Poren seines Romans „Stine".

Solche Philosophie ist nicht anders möglich, als wenn man den Menschen wohlwill oder sie wenigstens nicht haßt.

Theodor Fontane liebt die Menschen, vor allem die Norddeutschen, die Märker, die verlästerten Berliner mit dem Wohlwollen eines Weisen, der auch ihre schlechten, kleinen, häßlichen Eigenschaften wohl kennt, der aber zugleich weiß, daß sie „nun einmal so sind" und daß die Entwicklung eine Sache von Jahrhunderten und nicht von Jahren ist, und der endlich weiß, was auch Gottfried Keller gewußt und wunderschön ausgesprochen hat, nämlich, daß „jedes Unwesen noch mit einem goldenen Bändchen an die Menschheit geknüpft" ist.

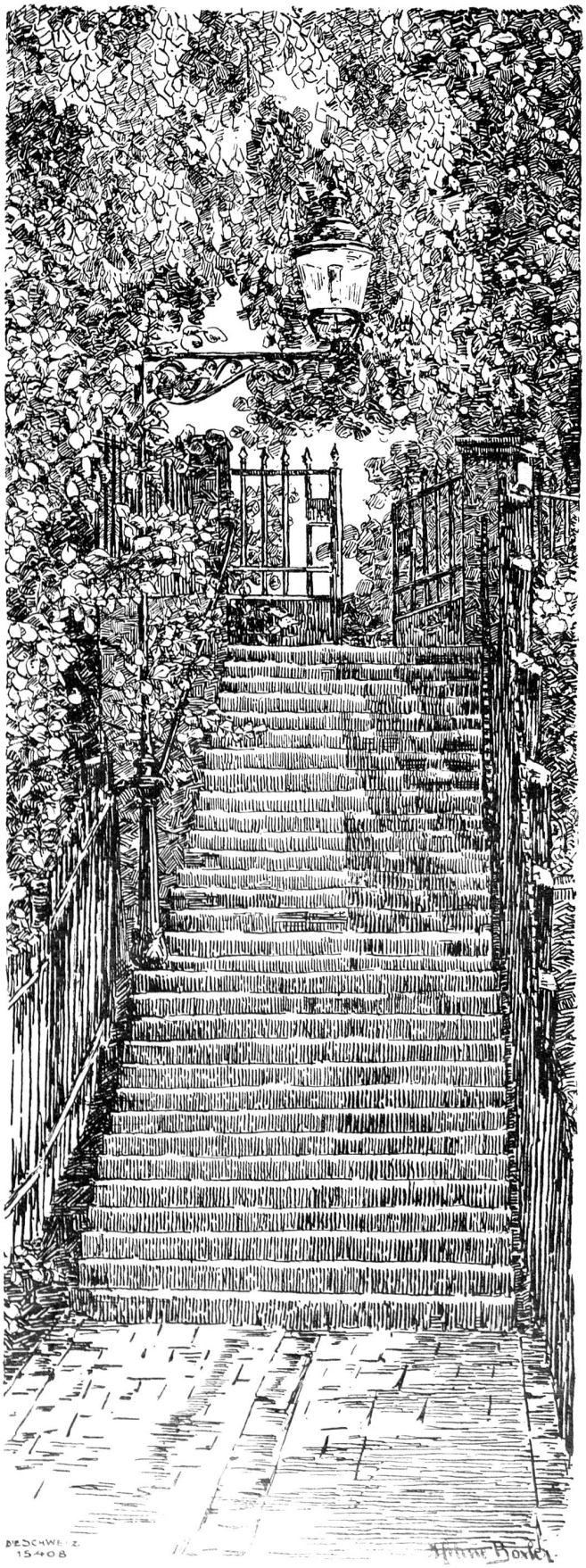
All diese Eigenschaften machen aus Fontane einen Dichter, auf den die Norddeutschen mit Recht stolz sind und dem sie nur Wilhelm Raabe und Theodor Storm zur Seite setzen können.

Frenssen, der prächtige Pfarrer, ist noch nicht auf dieser Höhe, wenn er überhaupt hinaufkommt. Zwar behandelt er ernste Vorwürfe wie ein tüchtiger Mensch und wie ein echter deutscher Dichter; aber noch moralisiert er zuviel, noch hat er das Leben nicht überwunden. Denn man muß ganz über dem Leben stehen, um jenen feinen Spott zu haben, der vielleicht das Größte an Keller, an Raabe, an Fontane ist. Man muß das Handeln hinter sich haben und als ein Betrachtender dastehen, zusehen und lächeln. Freilich, Fontanes Bücher sind nicht für alle Leute geschrieben. Um sie durchaus zu genießen, um ihre ganze Größe zu erkennen, muß man Beschaulichkeit als wertvoll und erstrebenswert empfinden. Man muß sich vorstellen können, daß man einst selbst nach den wilden Bewegungen, in welche die Seele beim Handeln immer wieder versetzt wird, ein ruhiges Alter erreichen könnte, frei von weiterm selbstsüchtigem Wollen, in Beschränkung auf das Erreichte und in etwelcher Weisheit mit wohlwollendem Lächeln.

Wer sich das als Endstrecke seines Daseins nicht wenigstens vorstellen kann, der wird das feinste Verständnis für Fontane vielleicht nicht haben. Auch engherzige Sozialisten können ihn nicht recht goutieren. Es ist bekanntlich vorgekommen, daß man Goethe vorgeworfen hat, er sei ein Bourgeoisdichter. Mit etwas mehr Recht kann man Fontane vorwerfen, daß er ein Bourgeois- und Junkerdichter sei. Denn seine sympathischsten Gestalten sind fast allemal Bourgeois und Bourgeoisen, Junker und Aristokratinnen.

Stine ist die einzige bedeutendere Persönlichkeit aus dem vierten Stand.

Es wird nicht beabsichtigt, Fontane zu rechtfertigen. Er hat das nicht nötig. Mögen darum beschränkte Sozialisten (die Gescheiten tun das nie) darüber wettern, daß Fontane



Aufgang zur Baumünsterkirche.
Nach Federzeichnung von Helene Bortler, Zürich.

mit Sympathie von Bürgern und Junkern spricht! Mögen aber auch sie nicht unterlassen wahrzunehmen, daß dieser Sympathie immer ein bedeutendes Teil Skepsis und Ironie beigemengt ist! Fontane scheint ein Bourgeois zu sein; aber in seinen besten Momenten erhebt er sich himmelhoch über die Bourgeoisie, freilich auch über jede andere soziale Klasse. Das macht, er ist ein Mensch.

„Er war recht eigentlich frei!"

Fontane liebt pikante Gespräche und dehnt frivole Szenen mit einer gewissen Vorliebe etwas aus. Das mögen ihm die Frommen übelnehmen. Und mögen sie ihm auch verdenken, daß er zu Zeiten über die Fanatiker jeder Konfession eine boshafte und geistvolle Bemerkung wagt; doch werden sie zugeben müssen, daß Fontane im Innersten von tiefer und einfacher Frömmigkeit erfüllt war.

Und im übrigen kann man von ihm mit Recht behaupten, er habe erfüllt, was Tolstoi vom echten Dichter verlangt, nämlich, daß er zu seinem Subjekt in einem richtigen moralischen Verhältnis stehe, das heißt, daß er in seinem Werke nicht auf seiten derjenigen stehe, die von einem höhern Standpunkt aus verurteilt werden müssen. Fontane steht immer im richtigen moralischen Verhältnis zu seinen Helden; aber er fälscht darum das Leben nicht. Er schildert die Menschen, wie sie sind; seine Helden sind keine Engel; denn den Menschen fehlt so manches zur Vollendung — und keine Teufel; denn auch diese sind Erfindungen der Dichter und nicht des Lebens.

Man könnte Fontane vielleicht vorwerfen, daß er für die Engelseite eine gewisse Schwäche habe. Sicher ist, daß er nur mit Mißbehagen und eigentlich fast nie einen rechten Schuft gezeichnet hat und sicherlich nie einen Halunken großen Stils, dagegen recht oft herzlich gute, edle, vornehmdenkende Menschen. Wer ihm das zum Bösen anrechnet, mag es tun. Man muß den Mut dazu haben.

In „Stine" gibt es keine Person, die schlimmer ist als ein Durchschnittskind unserer Tage. Dagegen gibt es Ueberdurchschnittliches.

Wie denn der Durchschnitt denke?

Lassen wir das unerörtert. „Das ist ein zu weites Feld!" heißt es einmal bei Fontane.

II.

„Stine" ist eine Berlinergeschichte. Es sind typische Berliner Verhältnisse, die uns Fontane vorführt. Aber daß die örtlichen und zeitlichen Umstände charakteristisch geschildert werden, kann nur dazu dienen, das echt Menschliche scharf hervortreten zu lassen. Das kommt nur immer da nicht zum Vorschein, wo man Allerwelts-, Nurmenschen auftreten läßt, Homunkuli, die nichts Zeitliches und nichts Oertliches an sich haben.

Die Fabel ist sehr einfach. Die Geschichte spielt in den siebziger Jahren. Graf Haldern, ein alter Lebemann, bringt seinen Neffen Waldemar, einen ernsthaften jungen Mann, der als blutjunger Leutnant im französischen Krieg schwer verwundet worden und den Dienst hat quittieren müssen, zu einem Souper zur Witwe Pittelkow, seiner Geliebten, mit. Dort lernt er die Schwester der Pittelkow, Stine, kennen. Der alte Graf hatte wahrscheinlich verschiedenes Menschliche erwartet, nur das eine nicht, daß Waldemar von Haldern das reine, schlichte und gemütvolle Mädchen nun still verehren werde und sie heiraten wolle. Waldemar aber will mit Stine nach Amerika gehen und dort ein neues, einfaches und glücklicheres Leben beginnen, als ihm bisher beschieden war. Aber Stine glaubt, daß daraus nur Elend und Enttäuschung entstehen würden, weshalb sie, trotz aller heißen Liebe, ihm ihr Jawort versagt. Waldemar hat das Gefühl, daß ihm die letzte Glückeshoffnung untergegangen sei. Und da er dem Leben nichts schuldet, so gibt er sich den Tod.

Diese ziemlich banale Geschichte ist mit meisterlicher Kunst erzählt.

In einer Exposition werden wir mit der Pittelkow und ihren beiden „Illegitimen", sodann mit dem Grafen Sarastro (Haldern) und dem Baron Papageno, zwei vergnügten alten Sündern, mit Wanda Grützmacher, Tieckstraße 27 a, Schauspielerin am Nordendtheater, und mit den Helden Waldemar und Stine bekannt gemacht.

Die Hauptszene, ein Souper bei der Witwe Pittelkow, ist ein Kabinettstück von Laune und Humor, von graziösem Balancieren auf der Kante der Pikanterie, wobei allerdings zuweilen, wenn es der Moment erfordert, auch Unzweideutigkeiten

gesagt werden. Dabei werden uns die handelnden Personen so oft und von so verschiedenen Seiten gezeigt, daß wir nach wenigen Abschnitten ein klares Bild von jeder haben. Besonders ist es Fontanesche Manier, die eine Person durch das Urteil einer andern zu charakterisieren, wobei wir immer das Gefühl haben, so etwas hätten wir uns auch gedacht. Zum Beispiel so:

Nach dem Souper sagt die Pittelkow zu ihrer Schwester über Wanda, sie sei eigentlich eine nette Person: „bloß so wichtig und zierig, und wenn sie sich dann ausgeziert hat, dann ziert sie sich wieder nicht genug und hat so was Johliges und Genierliches".

„Du bist heute gut im Zuge!" lachte Stine. „Das also ist Wanda. Und nun sage mir: Wie bin ich denn? Aber nein, sag es mir lieber nicht...."

„Will auch nicht...."

„Sage mir lieber etwas über die drei! Wie steht es mit dem alten Grafen?"

„Ein Ekel!"

„Und mit dem Baron?"

„Ein Dummbart!"

„Und mit dem jungen Grafen?"

„Ein armes, krankes Huhn!"

Am nächsten Tag kommt der junge Graf zu Stinen, die nicht bei der Pittelkow wohnt, mit der Absicht, ihr seine Hilfe anzubieten und sie, wenn nötig, ihrer jetzigen Umgebung zu entreißen, da er sie für unglücklich hält. Aber bald bemerkt er, daß sie ganz zufrieden ist und daß sie ihre Schwester liebt. So sehr sie auf Tugend hält, so begreift sie, daß es Verhältnisse geben kann, wo diese Tugend andern unmöglich wird.

Alles an Stinen ist Waldemar neu und liebenswürdig, und darum kommt er alle Tage, um sich von ihr vorplaudern zu lassen und ihr von seinem glücklosen Leben zu erzählen. Von seiner Fähnrichszeit, von seiner Verwundung im Kriege, wie er nicht mehr ganz gesundet sei und daß ihn am Leben nichts reize.

Als dann die Pittelkow wieder einmal zu ihrer Schwester kommt und etwas spöttisch von dem „Grafchen" redet, da sagt ihr Stine, daß er der „beste Mensch der Welt" sei. „Den ersten Tag hatte ich eine Aussprache mit ihm und redete von Anständigkeit und Aufsichhalten und daß ich ein ordentliches Mädchen sei. Aber ich schäme mich jetzt fast, daß ich so was gesagt habe. Denn immer ängstlich sein, ist auch nicht gut und zeigt bloß, daß man sich nicht recht traut und daß man schwächer ist, als man sein sollte."

Aber das Grafchen gefällt Paulinen nicht. „Er is man schwächlich, und die Schwächlichen sind immer so und richten mehr Unheil an als die Dollen."

Und sie erklärt es so: „Gott, Liebschaft! Liebschaft is nich viel. Liebschaft is eigentlich gar nichts. Aber wenn's hier sitzt (und sie wies aufs Herz), dann wird es was, dann wird es eklig!"

Sie hoffe nur, daß die beiden nicht aus Eigensinn eine Dummheit machen würden. „Glaube mir, Kind, von ne unglückliche Liebe kann sich einer noch wieder erholen un ganz gut rausmausern, aber vons unglückliche Leben nich!"

Es kommt alles, wie es kommen muß. Der alte Graf Haldern hat zwar Stunden, in denen er ziemlich fest davon überzeugt ist, daß sich die göttliche Weltordnung mit dem Staatskalender und der Rangliste nicht deckt. Und er findet sogar, daß Adam, Neubeginn der Menschheit, Paradies und Rousseau alles wundervolle Themata sind: die Halderns aber tun gut, alles dies in der Theorie zu belassen und nicht persönlich darnach zu handeln.

Nun geht Waldemar zu Stinen und bittet sie um ihre Hand. Sie versagt sie ihm und stürzt weinend an ihm vorüber. Er hält sie aber fest und sagt: „Stine, so wollen wir nicht scheiden. Ein Nein soll nicht dein letztes Wort gewesen sein. Setze dich nieder und sieh mich an! Und nun sage mir: Hast du mich wirklich geliebt?"

„Ja."

„Von Herzen?"

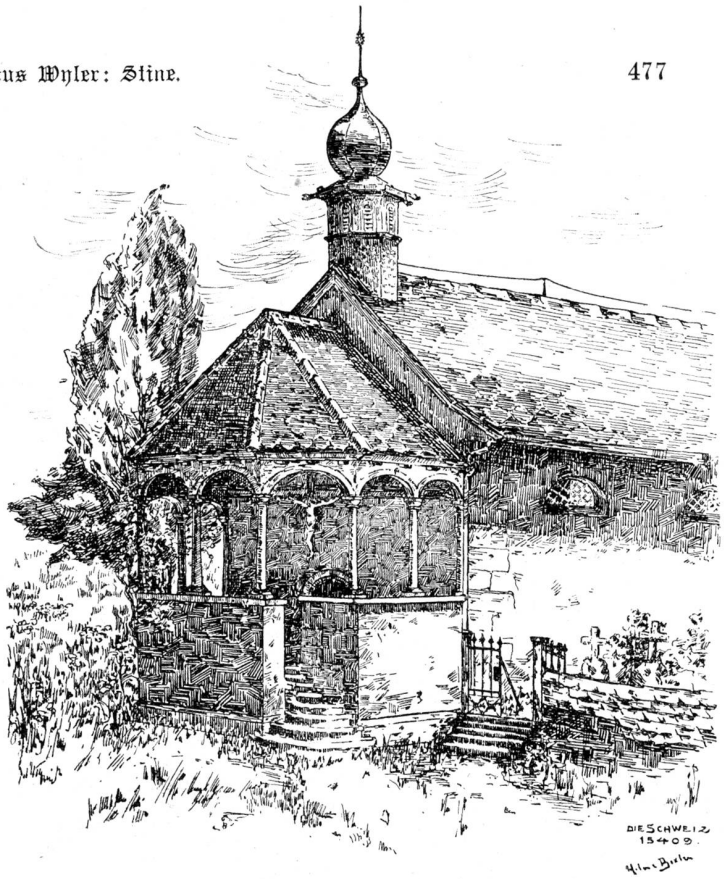
„Von ganzem Herzen."

Und das Krampfschluchzen, unter dem sie sprach, ging in eine Ohnmacht über.

Als sie wieder zu sich kam, war sie allein. Waldemar aber geht nach Hause und schreibt zwei Abschiedsbriefe. Einen an den Oheim und einen an Stine. Diesen letztern schließt er mit den Worten: „Lebe wohl! Ich schulde dir das Beste."

Nachdem er diese Briefe geschrieben hat, tötet er sich.

Das ist die Geschichte von Waldemar und Stine. Auch Stine wird an ihrer Liebe sterben...



Dreibrunnen bei Wil, Kt. St. Gallen.
Nach Federzeichnung von Helene Borler, Zürich.

III.

Von der literarisch-technischen Seite aus betrachtet, ist Stine eine der feinsten Arbeiten von Fontane. Der Dichter, dessen Sache Konzentration sonst nicht ist, hat hier einen geradezu dramatischen Aufbau geschaffen. Auf eine glänzende Exposition des Milieus folgt eine feinsinnige Charakteristik der Helden, darauf sofort der Konflikt, der sich schnell zur Katastrophe zuspitzt. Aber trotz dieser für Fontane außergewöhnlich guten Komposition besteht das ganze Buch aus lauter einzelnen Szenen, und diese wieder bestehen aus kleinen Bildern, Geschichtchen und Tatsächelchen. Darin ist Fontane wie das Leben. Das setzt sich auch aus lauter Dingelchen zusammen, die an und für sich „zu klein und überhaupt zu wenig" sind und die nur durch die Betrachtung unter einem bestimmten Gesichtspunkt in ihrer Zusammenfassung zu etwas Bedeutendem werden. Fontane ist es eigentlich nicht um die Handlung zu tun, sondern um die Menschen. Er bringt gewöhnlich die Handlung nur weiter, um bei einer guten Gelegenheit die Leute wieder reden zu lassen, und darum hat er Landpartien, Picknicks, Besuche, Bälle, Spielabende und große Diners so gern. Da gibt es immer Gelegenheit, die Leute etwas Hübsches sagen zu lassen. In „Stine" ist es namentlich das Souper bei der Witwe Pittelkow, das ausgiebigst benützt wird; dann die Plauderabende Waldemars und Stinens, von Stine und der Pittelkow, ein Besuch Waldemars beim Baron Papageno, dann beim Grafen. Alles Gelegenheiten, Philosophie in Fontanescher Form anzubringen.

Die Sprache ist ungemein behaglich. Fontane nimmt sich nicht sehr die Mühe, die einzelnen individuell reden zu lassen. In diesem Roman ist er darin etwas besorgter gewesen als in andern. Während Sarastro, Papageno, Wanda und die Pittelkow ein gleichmäßiges Fontanisch reden, haben Stine und Waldemar einen eigenen Stil, etwas weniger ungebunden, mit weniger Seitensprüngen. Denn Seitensprünge sind sonst wesentlich für Fontane. In jeder Hinsicht: « L'homme est un

être curieux dans ses écarts». Besonders aber in der Sprache, im Satz.

„Es fällt ihm immer noch etwas ein."

So z. B. als Waldemar den Baron um Rat fragt mit Bezug auf seine Heirat, erzählt der Baron ausführlich die Geschichte einer andern Heirat, die Graf Haldern gebilligt habe, trotzdem sie viel bedenklicher gewesen sei als diese. Es handelte sich um eine Balletteuse. „Nun, Waldemar, wenn ich sage, die Duperré hatte, was Ruf angeht, einen Knax, so sagt das eigentlich gar nichts; denn sie war ein Knax vom Wirbel bis zur Zeh (die Zeh war natürlich ihr Bestes)..." Da haben wir den Fontaneschen Seitensprung. Und später: „Die Gesellschaft beruhigte sich über die Duperré. Noch kein Vierteljahr, daß ich die Baronin Schwilow (eben diese Tänzerin) auf Tzschatschow, etwas schwer auszusprechen (Seitensprung!), im Französischen Theater traf, wo die Subra die Freifrau spielte (eigentlich auch schon ein Seitensprung!). Sie sah reizend aus, ich meine die Schwilow (die Subra natürlich auch) (Seitensprung) 2c. 2c." Besonders markant wird der Stil Fontanes durch die greifbaren Worte, die er braucht. Teils sind es einfach kräftige Berlinismen, teils gelungene Neubildungen. Wanda ist „zierig, genierlich, johlig"; Stine „is propper un kein Untätchen an ihr". Waldemar braucht den Ausdruck: die „verduperréten Schwilows".

All das aber sind keine „Kunstmittel" im literarischen Sinne des Worts. Fontane wendet keine Mittel an, um Erfolge à tout prix zu erringen. Er tut alles beinahe naiv. Wäre er ein Literat gewesen, so hätte er in mehrere seiner Romane etwas mehr Spannung hineingebracht. Es gibt unter seinen Erzählungen solche, die an gänzlicher Spannungslosigkeit etwas leiden und langweilig wirken würden, wenn nicht die Fähigkeit der Darstellung bei Fontane eine so bedeutende wäre und seine Helden nicht etwas so Herzgewinnendes hätten, daß man sich nicht von ihnen trennen mag, bevor man muß. Solches ist zu sagen von seinem letzten, prächtigen, aber sehr weitschweifigen Buch, dem „Stechlin". Auch in „Stine" gibt es keine Spannung. Wenn man das erste Drittel des Buches gelesen hat, so weiß man beinahe, was folgen muß.

Spannungslosigkeit ist geradezu typisch für große Humoristen. Bei Raabe blüht sie, bei Keller interessieren die Ereignisse an und für sich selten. Bei diesen Dichtern interessiert die Darstellung, die Kunst, Menschen hervorzuzaubern, die da leben.

Dies ist die Fähigkeit Fontanes: Menschen in preußischen Hüllen zu zeichnen, ihre kleinen Leiden und Freuden darzustellen und uns zu zeigen, was wir immer wußten, was man aber so leicht vergessen könnte: daß hinter den Kulissen des theatralischen Preußen viel steckt, das nicht glänzt und nicht posiert, aber stark, treu und fromm lebt und arbeitet.

Marcus Wyler, St. Gallen.

Die Schweiz in Pariser Beleuchtung.

Nachdruck verboten.

Eine Plauderei von Ed. Platzhoff-Lejeune, Villars s. Ollon.

Ueber die Schweiz wird im Auslande viel geschrieben. Bald sind es Reiseeindrücke und Naturschilderungen, bald Beschreibungen eines Festspiels oder eines Kongresses; man benutzt die Gelegenheit einer Vergnügungsreise, um mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden. Andere Ausländer kommen zu uns in der ernstlichen Absicht, etwas zu lernen: die einen studieren unsere militärischen Einrichtungen, die andern unsere Lehranstalten oder unsere technische Industrie. Von ihren Regierungen geschickt, sind sie genötigt, einen Bericht zu verfassen, der dann in unsern Blättern mit oder ohne Kommentar auszugsweise wiedergegeben wird.

Nur wenige Schriftsteller des Auslandes wagen sich an eine Gesamtdarstellung des schweizerischen Wesens und Lebens, einmal weil darüber schon sehr viel Gutes, ja Erschöpfendes geschrieben wurde und wir doch schließlich kein neu entdeckter Kontinent sind, andrerseits weil es schwer ist, in kurzer Zeit die erforderlichen Studien zu machen und sich mit Sicherheit über nicht immer leicht erfaßbare Einzelheiten zu unterrichten. Gleichwohl reizt es so manchen federgewandten Schweizerreisenden, seine Meinung über das Volk der Freiheit zu sagen, sei es aus Entrüstung über seine Heimat, deren schwere Mängel er bei diesem Vergleich entdeckt, sei es — und das ist leider der häufigere Fall — um seiner Enttäuschung und seiner Antipathie gegen die Nation grober Hirten und schlauer Wirte Raum zu geben und die in der Schweiz leergewordene Geldtasche mit dem Ertrag seines Buches über sie zu füllen. Verwandten Motiven scheint auch Herr H. Gutjahr in seiner Schrift La Suisse intime, étude véridique (psychologie, moeurs, industrie, politique, enseignement) (Paris, Daragon, 302 S., Fr. 3.50) gehorcht zu haben. Sehen wir ein wenig zu, nicht was wir durch sein Buch über die Schweiz erfahren, sondern was er als guter Franzose in der Schweiz gesehen hat, so ist das Ergebnis ziemlich erheiternd und verdient wohl eine kleine Plauderei an dieser Stelle.

I.

Der Franzose gilt im allgemeinen als sehr wenig anpassungsfähig und ist nur selten imstande, Fremdartiges scharf zu erfassen und gerecht zu beurteilen. Er sieht viel eher, was im Vergleich zu seiner Heimat dem Ausländer fehlt, als was ihm an guten Eigenschaften eigentümlich ist; er urteilt mehr nach seinem persönlichen Komfort auf der Reise und nach dem den Fremden bereiteten Empfang, als nach den Lebensbedingungen der Einwohner. Vor lauter Hotels sieht er die Bürgerhäuser nicht, und über den Fremden vergißt er die Schweizer. Der Umstand, daß Gutjahr seine „wahrheitsgetreue" Studie dem Freiburger Victor Tissot gewidmet hat, macht sie nicht besser. Wäre dieser selbst ein besserer Schweizer, so müßte er die Dedikation als eine Schmach empfinden oder mindestens als einen schlechten Scherz auffassen; denn man widmet eine Sammlung von Klatschgeschichten über ein fremdes Land nicht einem seiner Söhne. Doch kommen wir zur Sache.

Das Buch beginnt mit einem Artikel über den schweizerischen Charakter. Ein gewagtes Unternehmen; denn es gibt wenige Züge, die allen Kantonen gemeinsam wären. Einfachheit, Aufrichtigkeit, ernster Arbeitssinn, zuverlässige Ehrenhaftigkeit, Verträglichkeit — das ist vielleicht alles, was man sagen kann; aber Gutjahr hütet sich vor dergleichen lobenden Epitheten. Ist der Schweizer sympathisch? fragt er sich. Antwort: Nein; denn er ist erstens interessiert, zweitens grob, drittens hochmütig. Wenn er einem Fremden begegnet, sagt er sich zunächst: „Was bringt mir der Mann ein?" Und wenn der Fremde sich in Liebenswürdigkeiten erschöpft, denkt er: „Warum ist der Mensch so unverschämt vertraulich?" Wagt aber der Fremde die Vorzüge seiner Heimat zu rühmen, so erklärt ihm der Schweizer, sein Land sei das Muster aller republikanischen Staaten Europas, für welch letztere er nur Verachtung zeigt. Da alle Tatsachen seines Buches „ziemlich genau" beobachtet sind, weiß Gutjahr aus der schweizerischen Presse Belege und Auszüge zur Bestätigung seiner Behauptungen beizubringen. Auffällig ist nur, daß er dabei nicht die großen Zeitungen von Zürich, Basel, Genf, Bern, Lausanne, sondern mit Vorliebe kleinere und kleinste Provinzblättchen heranzieht, deren Kompetenz über den Bezirksort, in dem sie erscheinen, nicht hinausgeht. Auch einige lustige Geschichtchen weiß er zu erzählen, die unsern Lesern nicht vorenthalten seien. Zunächst eine etwas alte Anekdote. Mehrere Schweizer, die mit einem französischen Edelmann auf das Wohl ihrer Heimat anstießen, opferten nach heimischem Brauch (?) ihre leinenen Manschetten und zwangen den höflichen Franzosen, seine Spitzenmanschetten gleichfalls zu zerreißen. Als dieser aber seinerseits auf Frankreichs König anstieß und ihm vier Zähne zu widmen vorschlug (da er doch gerade zum Zahnarzt ging!), machten sich die betroffenen Schweizer schleunigst aus dem Staube!

Auf dem Niveau dieses Geschichtchens hält Gutjahr seine völkerpsychologische Studie; leider liefert er mit dieser Anekdote nur einen Beweis mehr für die gesunde Vernunft der Schweizer.

Sehr belustigend sind auch die Abschnitte über die schweizerische Küche. Der arme Mann hat nie so schlecht gegessen wie bei uns. Die kleinen billigen französischen Diners, mit Liebe zubereitet und geschmackvoll serviert, haben ihm so sehr gefehlt. In der Schweiz gibt es nur ellenlange Menüs oder teure Speisen à la carte, unter denen das Beefsteak allein eßbar ist. „Das Volk nährt sich unglaublich schlecht; dies Gemisch und gehackte